



Nr. 211.

Freitag, den 9. September 1904.

19. Jahrgang.

Sklavenketten.

Roman nach Mrs. Alexander von J. Fridt.

Fortsetzung

„O Did, endlich kommst du!“ eilte sie auf ihn zu. „Sage mir alles über ihn, — alles!“

Sie legte den Arm in den seinen und zog ihn ans Fenster. Es war das erste Mal, daß sie ihn freiwillig berührte; der junge fühlte sich sonderbar dadurch bewegt.

„Vor allen Dingen ist hier ein Brief für dich“, sagte er. „Georg beauftragte mich, ihn sicher in deine Hände zu legen.“ Marjory nahm das Kuvert schweigend; es enthielt etwas Schweres. Hastig öffnete sie es, prüfte den Inhalt und rief dann:

„Wie lieb er ist! Er schreibt: Der alte Croß hat sich bewährt. Als er mir heute morgen im Geschäft Lebewohl sagte, gab er mir fünf Pfund als Taschengeld; unser Vater gab mir drei; ich schide dir vier, da ich weiß, daß du nie Geld bekommst. Ich kann nicht viel mehr schreiben; alles ist zu unterst, zu oberst; morgen sind wir klar; ich zweifle nicht daran, daß alles gut geht. Behalte den Kopf oben und deine Laune unten! Könntest du Mrs. Acland ein wenig schmeicheln, deine Stellung wäre leichter. Did ist ein guter Mensch; sei freundlich mit ihm. Gott segne dich! Dein dich liebender Bruder Georg! Sieh, er schickt mir vier prachtvolle Goldfische!“ rief Marjory und ihre Stimme bebte. „Wie gut und großmütig er ist! Wann werde ich ihn wiedersehen? Sage mir, wie du ihn verlassen hast!“

„Ich blieb bei ihm bis alle Besucher vom Schiffe geschickt wurden. Es ist ein schönes Schiff, das sah ich, obgleich jetzt alles in Unordnung war. Der Kapitän kommt erst morgen früh. Der erste Offizier scheint nicht übel zu sein, obgleich er rauh ist!“

„Und Georg?“ Sie sah ernst in seine Augen. „Wie nahm er Abschied von dir?“

„Ja, weißt du, er sagte nicht viel, er fühlte es doch wohl im letzten Augenblick. Es ist keine Kleinigkeit, für so lange Zeit Abschied zu nehmen.“

„Wieso? Er geht doch nach Sidney und zurück, nicht?“ „Möglich, daß er direkt zurück kommt; er hat sich für drei Jahre verbindlich gemacht und wird die meiste Zeit abwesend sein.“

„So hat er mich schmählich getäuscht!“ rief Marjory heftig. „Ich glaubte, ihn innerhalb eines Jahres wiederzusehen!“ Und sie brach in wildes Schluchzen aus.

Did stand verlegen daneben; wie gern hätte er sie getröstet, wenn er gewußt hätte, wie. Aus Furcht, sie zu beleidigen, wagte er kein Wort der Theilnahme zu sagen. Endlich setzte er sich neben sie und rief: „Weine nicht so, Marjory du machst dich krank! Freilich ist Georg fort, aber er kehrt doch wieder. Und wenn du es nur willst, so möchte ich dir so gern ein treuer Bruder sein. Nicht, daß du mich lieben sollst, wie Georg; ich könnte dir aber doch vielleicht zuweilen nützen.“

Sie hob langsam das Haupt empor.

„Ja, Did, ich will Freundschaft mit dir schließen; ich fürchte nur, du wirst mich nach meinem früheren Betragen kaum lieben können.“ sprach sie mit thränenzitternder Stimme.

„Daß du oft ungerecht bist, weiß ich“, versetzte er ruhig, „möglich, daß du gar nicht gerecht sein kannst. Du bist aber nicht

Nachdruck verboten.

so verlassen wie ich, denn ich habe keinen Menschen auf der Welt und selbst meine Mutter wäre zufrieden, wenn sie mich nicht mehr sehen müßte.“

„Ach ja!“ rief Marjory schmerzlich. „Wir beide sind verlassen, wir wollen zusammenhalten!“

Sie trat zu ihm, legte den Kopf an seine Schulter und weinte leise. Did rührte sich nicht; ein eigenes Gefühl, von dem er sich keine Ahnung geben konnte, beschlich ihn, als das dunkle Köpfchen mit dem weichen Haar ihn berührte und er ihr Herz schlagen hörte. Warum aber sollte er das Mädchen lieben, das hundertmal ihn verletzt und ihm gezeigt hatte, daß er nur ein Eindringling, der Sohn der verhaßten Mutter sei? Er dachte an die Zeit, als sie zum erstenmale in die Pension abreiste, wie er sie vermißt hatte, wie öde und leer ihm das Schulzimmer erschienen war ohne sie. Und jetzt? Wie gern hätte er sie in die Arme genommen und sie getröstet. Aber eher sterben, als das thun! Er verstand sich selbst nicht — —

Endlich richtete Marjory sich auf und trocknete ihre Thränen.

„Wann kann er eine Antwort auf diesen Brief haben?“ fragte sie.

„In Sidney, früher nicht.“

„So will ich ihm einen großen Brief schreiben, vielleicht werde ich dann ruhiger.“ sagte sie leise.

„Das hoffe ich“, sprach Did gepreßt. „Doch — da kommt der Thee; der wird dir gut thun!“

Nach dem Abendessen erhob Marjory sich und reichte Did die Hand.

„Gute Nacht Did“, sagte sie, „ich bin froh, daß ich dich habe, du sollst hinfort mein Bruder sein!“

Nur zaghaft wagte er ihre Rechte mit der seinen zu umschließen.

„Gute Nacht“, erwiderte er und wieder hatte er die Sehnsucht sie in seine Arme zu schließen und sie zu trösten, „gute Nacht! Weine dich nicht in den Schlaf! meine kleine Schwester!“

4.
Mr. Blaf.

Die ersten Tage nach Georg's Abreise waren für Marjory eine Qual.

Der junge Seemann schickte durch den Posten noch einige hastige Zeilen an Marjory, die in einem Brief an den Vater eingeschlossen waren.

„Georg scheint ganz zufrieden zu sein“, sagte Mr. Acland.

„Mir schreibt er ziemlich betrübt“, erwiderte Marjory.

„Ich sehe wirklich nicht ein, was du dabei zu beklagen hast“, widersprach Mrs. Acland, zornig über Marjory's Thränen. „Ist das nicht wieder deine gewöhnliche Opposition?“

„Möglich!“

„Du hattest auch Briefe, meine Liebe?“ wandte Herr Acland sich an seine Gattin.

„Ein Birkular wegen Kohlen“, erwiderte sie, indem sie ein Papier in Stückchen zerriß. „Auch einen von Miß Clements aus

Wozu? Sie erzählt mir, sie habe dort einen Herrn und Frau Carteret kennen gelernt, die mit uns verwandt seien."

"Carteret! Während Marjory zum erstenmale den Namen hörte, ahnte sie nicht, welche Bedeutung derselbe für ihr ferneres Leben gewinnen sollte."

"Mit uns?" wiederholte Herr Acland. "Nicht mit mir! Marjory's Mutter hatte einen Onkel, der so hieß; ich habe jahrelang nichts von ihm gehört."

"Marjory's Mutter", dachte das junge Mädchen bitter. "Will er nicht daran erinnert sein, daß sie auch seine Frau gewesen ist?"

"Die Leute scheinen angesehen zu sein", warf Mrs. Acland hin.

"Ja, das sind sie. Carteret hat eine Besitzung im Süden von England; sein Vermögen stammt von der Mutter her. Sie leben meistens auf dem Kontinent."

"Miß Clements schreibt, sie bräufichtigten nach England zurückzukehren. Wenn sie nach London kommen, sollte man sie besuchen."

"Vielleicht."

"Run, Marjory, träumst du?" wandte Mrs. Acland sich streng, unvermittelt an die Stieftochter. "Bitte, erhebe dich, nimm deinen Hut und führe die Kinder spazieren!" —

Der Nachmittag desselben Tages brachte Regenschauer. Mit einem Buche in der Hand saß Marjory am Fenster des Schulzimmers und sah träumerisch den aufschlagenden Regentropfen zu. Das Zufallen der Hausthür ließ sie aufschrecken und erstaunt erblickte sie die Stiefmutter, welche auf die Straße trat.

Sie trug einen langen Regenmantel und einen einfachen, schwarzen Hut; das Gesicht bedeckte ein dichter Schleier. Mit elastischen Schritten ging sie die Straße entlang. An der Moorgate Street nahm sie eine Droschke und ließ sich vor einem der neuen Gebäude der Royal-Exchange absetzen. Sie studierte an der in der Halle aufgehängten Tafel die Namen der Bewohner, stieg dann zwei Treppen hinauf und öffnete hier am Ende des Ganges eine Glashür, die den Namen "William Blaf" trug.

Mehrere Gehilfen arbeiteten an Pulten; der eine erhob sich und trat ihr entgegen.

"Mr. Blaf?" fragte sie ruhig.

"Ist im Augenblick beschäftigt."

"Mrs. Acland händigte ihm eine Karte ein; der Gehilfe zögerte etwas, trug dieselbe aber dann in das nächste Zimmer.

Fast im gleichen Augenblick kam er zurück brachte ihr einen Stuhl und sagte artig:

"Nehmen Sie bitte einen Augenblick Platz."

Sie hatte nur wenige Minuten zu warten, bis Mr. Blaf erschien, freundlich lächelnd, mit einer frischen Blume im Knopfloch.

"Ich bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich Sie warten lassen mußte!" rief er ostentativ und führte sie in sein Privatzimmer.

Dasselbe war luxuriös eingerichtet. Ein türkischer Teppich bedeckte den Boden; die bequemen Sessel waren mit dunkelrotem Leder bezogen. Ein großer Schreibtisch von dunklem Mahagoni mit zahlreichen Schubladen und Fächern war mit allen neuesten geschäftlichen Bequemlichkeiten versehen. Auf einem kleinen Tische zunächst dem Fenster stand ein silbernes Tablett mit Likörflaschen, Gläsern und einem gravirten Glaskrüge mit Wasser.

Blaf rollte einen Sessel für sie heran.

"Ich bedauere, daß Sie bei solchem Wetter kommen mußten", sagte er. "Wollen Sie den Mantel nicht ablegen? Er könnte feucht sein."

Mrs. Acland öffnete den Mantel und hob ohne zu sprechen, den Schleier auf. Ihr Gesicht war bleich, ihre Augen blickten, der festgeschlossene Mund gab dem Gesicht einen starren, gegen sonst völlig veränderten Ausdruck.

"Sie zeigten sehr wenig Rücksicht für mich, indem Sie einen Brief an mich, die Adresse von Ihrer Hand geschrieben, so aufgaben, daß er beim Frühstück in meine Hände kommen mußte. Wäre Mr. Acland vor mir ins Zimmer gekommen, so hätte er denselben wahrscheinlich geöffnet in der Meinung, Sie könnten mir nur Geschäftliches zu schreiben haben."

Sie sprach leise, aber sehr erregt.

"Aber," erwiderte Blaf, welcher ihr gegenüber saß und sie mit bewunderndem Blick betrachtete, "ich kannte auch das Gesicht und die Erfindungsgabe meiner schönen Korrespondentin. Acland ist nicht der Mann eine Frau, wie Sie sind, zu durchschauen. Da Sie mir eigenfönnigerweise keine Nachricht gaben, mußte ich Sie drängen. Ich mußte Sie sprechen und zwar allein sprechen", fügte er hinzu.

"Warum?"

"Weil ich Ihre Hilfe nöthig habe und wie Sie recht gut wissen, dazu berechtigt bin."

"Warum?" wiederholte sie, ihren harten Blick auf ihn gerichtet.

"Weil meine theure Judith, hätten Sie Ihren Mann nicht bestimmt, sein Geld aus meinem Geschäft zu nehmen und anderswo anzulegen, ich jetzt nicht in der Klemme säße und Sie ein größeres Einkommen hätten."

"Oder am Rande des Ruins wären, wie ich glaube, daß Sie es sind!"

"Richtig! Sie spielten mir damals einen schlechten Streich, seitdem bin ich knapp. Ich erwartete, in Anbetracht der zusammen verbrachten glücklichen Stunden und unseres Verhältnisses, mehr Treue von Ihnen. Bei Gott, das waren die schönsten Tage meines Lebens!"

Seine großen schwarzen Augen hatten einen Schein von Reue.

"Bilden Sie sich vielleicht ein, Sie verdienten, daß ich das Glück meines Vaters und meiner Kinder zerstörte, um das Ihrige zu fördern?" fragte sie bitter.

"Dein Vatte!" Er lachte höhnisch. "Komm Judith, gestehe es, du liebst ihn nicht so, wie du zur Zeit mich liebst!"

"Er ist mein Vatte, wir gehören zusammen; ich bin kein schlechter Bundesgenosse, das würden Sie erfahren haben, hätten Sie Ihr Wort gehalten und mich geheirathet! Doch das ist abgethan; lassen wir das. Sagen Sie, was Sie von mir wollen und dann lassen Sie mich gehen."

"Wollen? Was kann ich von dir anders wollen, als Geld."

"Geld?" wiederholte sie. "Welches Geld?"

Seine Augen richteten sich stehend auf sie.

"Jens Geld", sagte er, "welches ich dir geliehen habe, als du mit Mutter Nedmayne auf den Kontinent gingest. Ich sah nie einen Pfennig davon wieder! Ich besitze eine Empfangsbcheinigung und kann dieselbe jeden Augenblick präsentiren."

Ein verächtlicher Zug traf den Sprecher.

"Das beunruhigt mich nicht," versetzte sie kalt. "Ich werde Mr. Acland sagen, daß Sie mir des Geld, als alter Freund von Cranston gegeben und ich geglaubt hätte, Sie würden die Schuld als ausgeglichen ansehen. Ich scheue mich nicht, meinen Mann darum anzuzeigen."

"Ah, das paßt mir aber nicht. Daß ich Geld nöthig habe, muß, wie du sehr gut begreifen wirst, bis zum letzten Augenblick geheim bleiben. Der einzige Ausweg ist, den Argwohn einzuschläfern, den Schein zu wahren."

Aber wie geriethen Sie in diese Verlegenheit? Ich glaubte, Sie häuften das Geld auf!"

"Du wirst die Sache kaum verstehen. Ich hoffte mit Aktien der Silberbergwerke in Süd-Amerika gute Geschäfte zu machen. Da ich aber selbst nicht genug Mittel hatte, nahm ich eine ziemlich bedeutende Summe, welche mir zugänglich war, zinsbar auf, in der Hoffnung, meinen Klienten und mir große Gewinne zu verschaffen. Die Aktien stiegen, stiegen; ich wartete wie ein Thor, daß sie noch weiter steigen sollten. Sie fielen aber, fielen. In etwa vierzehn Tagen wird einer dieser Klienten ein durchtriebener Schurke, vom Kap hierherkommen. Geschicht bis dahin kein Wunder, so muß ich, ehe die Sache untersucht werden kann, über alle Berge sein, sonst erhalte ich auf Staatskosten Wohnung."

Ein furchtbarer Cynismus klang aus seinen Worten.

"Dann ist es jedenfalls besser, Sie gehen", sagte Mrs. Acland. "Ich vermute, Sie haben andere nicht beraubt, ohne sich zu bereichern?"

"Darin war ich unverantwortlich leichtfönnig! Ich vertraute dieser Spekulation so fest, daß ich meinen letzten Pfennig hineinwarf."

"Dann sind Sie ein größerer Thor, als ich dachte. Ein wenig gesunde Vernunft mußte Ihnen sagen, daß unüberlegte, waghalsige Unrebllichkeit niemals glückt."

"Jetzt ist es zu spät, um zu predigen," erwiderte Blaf ärgerlich. "Ich muß nur so viel haben, um in der neuen Welt so lange leben zu können, bis ich etwas verdiene. Ich rechne auf wenigstens hundert Pfund von dir!"

"Ebenso gut könnten Sie mich um den Nationalsohaß bitten!" antwortete sie eifig, konsequent bei der förmlichen Anrede bleibend.

Blaf erhob sich, schenkte sich einen Likör ein und blieb vor ihr stehen.

"Judith", sagte er in ruhigem Ton, während doch ein wilder Zug sich über sein Gesicht breitete, "du mußt und sollst mir helfen! Du kannst es, wenn du willst. Und du wirst es wollen, denn ich habe die Mittel zur Rache in der Hand, solltest du dich weigern."

Bleicher konnte Mrs. Acland zwar nicht werden, der Blick aber, den sie ihm zuwarf, war so voll Haß, daß er sagte:

Denkspruch.

Wenn einer kommt und sagen kann,
Er hab' es allen recht getan,
So bitt' ich diesen lieben Herrn,
Er woll' mich diese Kunst auch lehren.
Altdenische Inschrift.

Verwechselt.

Eine Novellette von W. Villa.

(Nachdruck verboten.)

„Na, na, schimpf' nur nicht; jetzt versteh' ich!“
Leo bereute augenblicklich die eben gemachte Bemerkung und pries die glückliche Hand, die den Irrtum veranlaßt hatte.

„Zeig' mal!“ befahl der Oberförster, nachdem er ein Weilchen nachdenklich dagefessen. Der Sohn gehorchte und benutzte die Gelegenheit zum nochmaligen Bewundern.

„Hm! Wer war sie denn?“

„Keine Ahnung!“

„Und Deine Bilder?“

„Sind jedenfalls an ihre Adresse gelangt!“ Er sagte es sehr ruhig, aber die hereinbrechende Dämmerung verhüllte die Röte, die auf seiner Stirn brannte.

Der Gedanke, daß diese Augen vielleicht wohlgefällig oder —

„Du mußt zusehen, daß Du es herausbekommst, wer sie ist!“ ergänzte die rauhe Stimme seinen Gedankengang, und doch erwiderte er:

„Wozu denn? Es hat doch keinen Zweck!“

„Wenn Du das meinst, mir ist's schon lange gleich!“ meint der Zurückgewiesene in halber Verwunderung.

„Ich werde sie sogleich verpacken und an den Photographen zurückschicken!“ Es mochte wohl so etwas wie Resignation in dem Klang der gedrückten Stimme liegen, weshalb der gute Vater ermunternd fragte: „Doch nicht alle?“

„Natürlich!“

„Na, da tu's nur!“ Der Oberförster stand auf und klopfte seinem Sohn auf die Schulter, aber der fuhr hernum und nun sah er forschend, beinahe betroffen in die schallhaft zwinkernden Augen; es war ihm doch, als ob Ironie und leichter Spott aus dem „Na, da tu's nur!“ an sein Ohr geklungen. Er war plötzlich verlegen wie ein junges Mädchen, der stattliche junge Forstmann, und der Vater war grausam genug, diese Verlegenheit noch zu steigern, denn harmlos lächelnd fügte er hinzu: „Da werd' ich nur schleunigst gehen und die Mutter beruhigen, obwohl sie sich eine solche Schwiegertochter am Ende doch gefallen ließ.“

„Hm!“ machte Leo, „als wollte er etwas sagen, aber der Alte polterte schon hinaus mit seinen gichtkranken Beinen.“

Leuchtenden Auges erwartete die beruhigende Mutter den Sohn zum Abendbrot, und als er endlich kam, da lag das Päckchen wieder wohlverpackt auf dem Schreibtisch. Jedoch, es war ein klein wenig dünner, denn ein Bild Dianas lag wohlgeborgen in Leos Brieftasche.

Er hatte seine Annexionsgelüste befriedigt, aber ein seltsam bellemmendes Gefühl quälte ihn nun ob des kühnen Raubes. Würde der beigelegte, äußerst artige Brief an das Original, der „die glückliche Fügung“ des Geschicks pries, der „nicht zu zürnen“ flehte, der die hoffende Bitte aussprach, sich in gleicher Weise zu revanchieren — Erfolg haben?

Würde sich die seltsam gemachte Bekanntschaft weiter-spinnen? Würde —

„Aber Leo, was machst Du denn? Du nimmst ja Salz in den Teel!“ ruft Mama verwundert, und er fährt zusammen, wie ein auf einer Räuserei ertapptes Kind; des Oberförsters Bart aber gerät in bedenkliche Bewegung.

Nach einigen Tagen bringt der müde Stephansjünger

wieder ein Päckchen, und nun sind es die richtigen Bilder, und Leo nimmt sie selbst in Empfang.

Ohne auf die beruhigenden Entschuldigungen zu achten, zählt er mit bebender Hand sein wohlgetroffenes Kontorfein nach; es ist ein volles Duzend — kein Haar fehlt daran. Schweigend legte er sie auf Mamas Nähtisch, und mit der Brille auf der Nase studiert sie Bild für Bild und Zug für Zug. Das Herz wird ihr weit. „Er ist doch ein prächtiger Junge, meinst Du das nicht auch?“

„Ich dachte,“ schmunzelte der Alte, „gerade wie ich.“

„Niemals gewesen bin, willst Du doch sagen!“

Der „prächtige Junge“ aber wandert mit Bitterkeit im Herzen, das Gewehr über der Schulter, hinaus in den grünen, verschwiegene Wald.

Der Assessor hatte am nächsten Tage seine Mission auf dem Amtsgericht erfüllt und war alsdann in das Atelier gegangen, um die bewusste Angelegenheit zu erledigen. Er traf den Photographen in lebhafter Konversation mit einer jungen Dame und war Zeuge nachfolgenden Gespräches:

„Die Bilder sind bereits vorgestern abgehandelt worden, gnädiges Fräulein.“

„Ach, das ist schade, ich hätte gern eins davon annehmen!“ worauf der Besitzer mit gewinnendem Lächeln erwidert: „Vielleicht kann ich Ihnen noch dienen, ich werde gleich mal nachsehen, ob nicht ein überzähliges vorhanden ist.“ Er entfernt sich, und sie blättert in einem Album.

„Ich bin erfreut,“ ruft er, zurückkehrend, „es war für den Schaufenster reserviert, aber der Herr Werner dürfte wohl kaum besser aufgehoben sein, als bei —“

„Gewiß, als seine Base werde ich ihn in gute Verwahrung nehmen; übrigens hat er sich nur auf meine Veranlassung abnehmen lassen.“

Der Assessor hat mit einer schnellen Bewegung das Porzellan herabgerissen, um besser sehen zu können. Da, ist das nicht dieselbe Physiognomie, die — er kann sich nicht länger halten.

„Verzeihen Sie, wenn ich dazwischen spreche, ich kam nur, einen Irrtum aufzuklären, meine Schwester erhält anstatt ihrer eigenen Bilder diese hier — wollen Sie gefälligst Einsicht nehmen?“

Der Künstler sieht nach und — Tableau! Kurt hat eine angenehme Bekanntschaft gemacht, sein Selbstgefühl hat ihn dazu getrieben, dem unbekannten Helben Trost zu bieten, und er hat Glück.

Mit dem dreizehnten Bilde, es ist eine Unglückszahl, in der Tasche, und es ist ja bloß ihr Vetter, gestattete Fräulein Adele von Winter dem sich legitimierenden Assessor, sie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten; nebenbei gesagt, eine hübsche Villa, welche das eben mündig gewordene verwaisste Fräulein mit ihrer alten Gouvernante allein bewohnt.

Diana ist endlich auch in den Besitz ihrer Bilder gelangt und hat dieselben diesmal allein in Empfang genommen. Der Ersatz des fehlenden durch einen Brief hat sie anfänglich sehr empört, nach und nach aber scheint sie milder und — öfter darüber nachzudenken, denn es fällt ihr gar nicht auf, daß der liebe Bruder so oft auf das Amtsgericht nach W. muß; öfter als je bekommt sie das Heimweh, und in ihrer Sehnsucht zieht sie heimlich — ganz heimlich einen Brief aus der Tasche, um sich damit zu trösten; er war gewiß vom — Papa.

„Mutter, merkst Du was?“ damit eröffnet der alte Oberförster die gemütliche Frühstücksstunde.

„Viel!“ antwortet ihm Mutter mit wunderbarem Verständnis.

„Er ist wie ausgewechselt!“

„Gestern fand ich die Brieftasche in seinem Rocke, da habe ich mich denn vollends orientiert. Das Bild steckt darin und auch ein Brief, aber von der Adele, ich dachte schon, indes sie schreibt ihm wie eine Schwester; sie hat für ihn nachgeforscht und schreibt, sie könne die Familie gar nicht genug rühmen.“

„Na, was woll'n wir denn weiter? Die Kopfhängerei muß ein Ende nehmen, und wenn ich mich ins Mittel

legen soll. Soll ich sie auffuchen, wie heißt sie denn eigentlich?" Der Alte ist ganz Feuer.

"Da möcht' sie einen Schreck bekommen. Hartwig heißt sie, Diana."

"Hartwig?" donnert der Oberförster, "doch nicht etwa mein Jugendfreund?"

"Ich denke, er war Dein Feind!" lächelt die Oberförsterin, "er könnte es allerdings sein, nämlich der Vater der jungen Dame, denn er ist ebenfalls — Oberförster!"

"Da wird's schon stimmen!" spricht nun der Alte leise und bewegt; "einmal ja, war er mein Feind, er hat mir meine erste Liebe weggelüßt, aber Du hast mich ja nichts vermissen lassen, und ich hab's ihm schon tausendmal verziehen. Mag er uns jetzt seine Tochter geben."

Mama denkt nicht daran, etwa die Bereitwilligkeit Dianas in Frage zu stellen. Leo ist doch ihr Sohn, ihr einziger!

Nun die beiden im Reinen sind, geht die Sache vorwärts. Hier Werner fühlt sich recht gesund, so zwar, daß er eine Reise machen will, doch ist er schon zu alt, um ohne seinen Sohn dergleichen Wagnisse zu unternehmen; er muß mit.

Der Assessor, der seit kurzem sich als tadelloser und rücksichtsvoller Bruder geriert, findet, daß Diana schrecklich bleich aussehe, sie muß unbedingt ihren Nerven etwas aufhelfen, und sie lacht und ist — ach, gar zu gern überredet. Zu ihrem maßlosen Erstaunen findet sie nicht nur das Heimweh, nein, auch noch eine Sehnsucht befriedigt; sie sehen sich, und in der beiderseitigen Heimat des im Herbstschmuck prangenden Waldes findet sich Herz zu Herz.

Die Antwort des Assessors auf die Verlobungsanzeige ist ziemlich drastisch:

"Ich bin froh, daß ich sie zuerst unter die Haube gebracht; aber auch mich sollt Ihr bald los werden, denn ich habe nicht nur mein Bild, sondern auch mein Herz gegen ein anderes — verwechselt!"



Der Eindruck des Todes bei den Tieren. Der Tod dieses große Geheimnis des Lebens, erzeugt auch bei vielen Tierarten einen gewissen Schrecken. Er reizt ihre Einbildung und vermag in ihnen sogar Hallucinationen hervorzurufen. Bei vielen in Gesellschaft lebenden Arten bemerkt man bei dem Tode eines Kameraden eine allgemeine Verzagttheit, sie drängen sich zusammen und geben dabei das Schauspiel einer großen Aufregung, wie man dies besonders bei Papageien, Meisen, Wasserschwalben, GAZellen u. a. beobachtet, wenn sie ängstlich klagend um ihren toten Kameraden herumlaufen. Manche dieser Trauerzerzen gleichen auffallend denen, die bei uns Menschen auf den Tod einer geliebten Person folgen; denn sie zeigen uns oft denselben verzweifeltsten Schmerz und selbst unfruchtbare Versuche, den entflohenen Lebensfunken wieder zurückzurufen, wie der Mensch, der ein geliebtes Wesen verloren hat, sich oft noch lange sträubt, an den Tod desselben zu glauben. So hat man Krähen einen getöteten Genossen auffuchen sehen, der als Vogelscheuche aufgehängt war. Ein Taubenweibchen, dessen Männchen dasselbe Geschick ereilt hatte, wich nicht von dem Orte, und lief unaufhörlich um den Pfahl herum, von dem ihr totes Männchen herabhängt, sodaß ihre Schritte nach Verlauf von einigen Tagen einen Pfad um denselben getreten hatten. Ein Aas, dessen Weibchen man getötet hatte, verfolgte den Jäger bis in sein Haus in der Stadt, wo er sich auf sein totes Weibchen herabstürzte, sodaß man ihn mit Händen greifen konnte.

Die Ameisen beseitigen die toten Fremdlinge und scharren die Leichen ihrer Kameraden unter die Erde. Mac Cook beschreibt ausführlich die Gewohnheiten, welche die Ameisen bei ihren Begräbnissen beobachten. Er sah einmal geflügelte Ameisen acht fremde Ameisen umbringen, die in eine neue Kolonie eingedrungen waren. Die Kolonisten schleppten die Leichen im ganzen Bau herum, als ob sie einen geeigneten Ort suchten, wo sie dieselben niederlegen könnten. Darauf machten sie einen

kleinen Graben, in den sie einige Leichen einscharren. Doch schien ihnen der Platz nicht recht passend, weshalb sie für die übrigen ein anderes Terrain wählten.

Frau Treat hat ähnliche Taffachen beobachtet. Sie sah einst, wie Ameisen (*Formica sanguinea*) tote Klaven aus ihrem Bau hinaustrugen und an der Seite ihrer verstorbenen Kameraden einscharren. Auch Frau Hutton, die ihre Beobachtungen der Einnischen Gesellschaft in London mitteilte, bemerkte einst, als sie einige Soldaten einer Ameisenkolonie getötet hatte, daß die Ameisen die Toten emporhoben und davontrugen, während eine große Anzahl nachfolgte, von der die Träger von Zeit zu Zeit abgelöst wurden. Als sie endlich an eine sandige Stelle gekommen waren, scharren sie für jeden Leichnam eine kleine Vertiefung und bedeckten schließlich das ganze mit Sand. Diese Beobachtung wird vom Prediger farren White bestätigt.

Sorbes erzählte von einem Jäger, der einen Affen getötet und mit in sein Zelt genommen hatte, daß sich derselbe bald von einer ganzen Schar Affen umgeben sah. Durch einige Flintenschüsse jagte er zwar die Schar der Belagerer in die Flucht; allein der Anführer drang bis an den Eingang des Zeltes vor und hörte nicht auf zu klagen und zu jammern. Um ihn los zu werden, gab ihm der Jäger den Leichnam zurück, den er zärtlich in seine Arme schloß und eiligst zu seinen Kameraden zurückbrachte.

Manche Frage wird sich hier dem Leser aufdrängen, aber die wahre Lösung derselben wird uns wohl immer ein Geheimnis bleiben. Was wird aus dem einzeln lebenden Tier? Niemand weiß es — und dennoch erblickt man im freien so selten einmal eine kleine Tierleiche. Von welchem Gesichtspunkte aus man diese Erscheinungen auch betrachtet, so sind sie doch interessant genug, durch nähere Beobachtungen darüber mehr Licht zu verbreiten.

Bedenkliches Symptom.

"Oh, Karl," rief die hübsche junge Mutter, "wie froh bin ich, daß Du endlich nach Hause kommst. Ich habe mich so fürchtbar geängstigt."

"Warum denn, mein Herz?" fragte er. "Es ist doch nichts vorgefallen?"

"Oh, Karl! Unser kleiner herziger Junge! Ich jitere, wenn ich nur dran denke."

"Was ist denn mit unserem Jungen?"

"Man sagt doch immer, Kinder, die zu klug sind, würden gewöhnlich nicht alt."

"Ja, ja! Weiter!" rief er. "Was ist passiert? Was ist mit unserem Jungen? Aber so sprich doch! Laß mich doch nicht so in der Ungewißheit! Aber erzähl' doch."

"Oh, Karl," rief sie, schlug ihre Arme um seinen Nacken und warf sich schluchzend an seine breite Brust. "Der Junge hat heute 'Dada' gesagt und dabei ist er noch nicht zehn Monate alt."

S. Köhlig.



Das erste Erfordernis. Junger Schriftsteller: "Was meinen Sie denn, daß ein junger Schriftsteller bei Beginn seiner Laufbahn vor allen Dingen besitzen muß?"

Ergrauter Kollege: "Appetitmangel."

Judge.

In Gedanken. Schriftsteller: "Marie, jagen Sie die Kage aus dem Zimmer. Ich kann bei dem Gequiech, das sie macht, nicht arbeiten. Wo steckt das Vieh eigentlich?"

Dienstmädchen: "Der gnädige Herr sitzen ja darauf!"

Antworts.

Beim Barbier. Kunde: "Ist dies dasselbe Rasiermesser, womit Sie mich das letzte Mal rasiert haben?"

Barbier: "Jawohl, mein Herr."

Kunde: "Dann bitte ich um Chloroform."

Pöle-Möle.